Ich will in eine grosse Stille gehn...

Autor(en): **Oehler, Anna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575355

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nämlich Max Reinhardt den ersten großen — Zirkuserfolg, und nun hat er in der Provinz (zuerst in Prag und dann bei uns) den Versuch gemacht, diesen seinen neuesten Schlager aus dem „Theater der Fünftausend" (nämlich Mitwirkenden) in normalere Verhältnisse zu verpflanzen. Wir können der Leitung unseres Stadttheaters dafür nicht dankbar genug sein; endlich hat unser Publikum die seltenen Vögel im eigenen Bauer gesehen und weiß, woran es ist.

Die Vorstellung, zu der Billette von 3—14 Franken verkauft wurden, begann — der 25. und 26. September waren die historischen Tage — jeweilen um acht Uhr. So stand es auf dem Zettel; aber an beiden Abenden konnten die pünktlich erschienenen Zuschauer erst eine volle Viertelstunde die dunkle Szene bewundern, die sich von der offenen Bühne in einem über den Orchesterraum hinweggeführten Stufenbau bis ins Parkett herabsenkte. Finster erhoben sich in der Höhe, zu beiden Seiten der Eingangspforte zum königlichen Palast, je zwei mäßig voneinander entfernte Säulen, die außerdem von je einem Flammenbecken flankiert waren, und in je einer der obersten Proszeniumslogen wurden Scheinwerfer ausgeprobt, mit denen die eigentliche „Szene" beleuchtet werden sollte, die zwischen den zum Palast hinauf und zum Publikum hinabführenden Stufen lag.

Da wird der Zuschauerraum verdunkelt. Man horcht; aus der Ferne braust es heran: ein leises Tosen, das allmählich stärker wird und einzelne Stimmen erkennen läßt. Und jetzt tobt es unsichtbar durch die Wandelgänge, die das Parkett hufeisenförmig umschließen; man ist umflutet von dem Hilfegeschrei des thebanischen Volkes — und wie ein Strom (es war mehr ein Wettrennen als ein Hilfeholen!) brechen vorn von links und rechts Hunderte von halbnackten Männergestalten herein, über die untern Stufen heraufschwellend und alle die nackten Arme in Zuckungen verzweifelten Entsetzens zur Pforte des Königspalastes emporreckend!

Das ist Max Reinhardts eigentlichste Tat: er hat aus der nebensächlichsten Nebensache die hauptsächlichste Hauptsache gemacht. Wenn etwas eine Individual- und keine Volkstragödie ist, so das Oedipusdrama; das ungeheure Uebertreiben des bloßen Auftaktes ist somit durch nichts, aber auch gar nichts innerlich gerechtfertigt. Bei Sophokles wird nach dieser Eingangsszene von der in der Stadt wütenden Pest kaum mehr gesprochen, und selbst Hofmannsthal vermochte das Motiv im Laufe des Stückes nicht mehr festzuhalten: es ist eben für die Tragödie selbst völlig nebensächlich — was Reinhardt getan hat, steht auf der gleichen Stufe, wie wenn jemand in einem Lenbach'schen Bismarckbild, in dem nur der Kopf lebt, den bis zu den Knieen reichenden, im Dunkel verschwindenden Gehrock knallrot anstreichen wollte!

Aufs höchste bewundernswert bleibt freilich, wie die Volksmasse gebändigt wird: neben der einheitlichen Gebärdensprache der erhobenen Arme bewegt sich das Geschrei in einer groß stilisierten melodischen Linie, überdies wirksam zusammengehalten durch leise Paukenwirbel. Einen großen Moment für das malerisch genießende Auge bedeutet es, wenn Kreon aus dem Rücken des Volkes durch den Mittelgang des Parketts den Spruch des Gottes heimbringt und die Volksmenge, die bisher bloß von hinten sichtbar war, sich umwendet und Hunderte von leidenschaftverzerrten Gesichtern sichtbar werden! Nach diesem letzten heftigen Akzent der Ouvertüre (die einen, verglichen mit dem, was folgt, so gänzlich falsch orientiert) mag der Zuschauer selber zusehen, ob und wie seine Seele den Weg zur Dichtung findet: Oedipus, König von Theben, muß bei seinen Nachforschungen nach der auf der Stadt lastenden Schuld sich selber als den Schuldigen erkennen und ins Elend wandern; so will es der Spruch der Götter.

Daß neben der gigantischen Wirkung der Masse auf die Masse ein persönliches Erlebnis überhaupt noch aufkommen konnte, ist das alleinige Verdienst Alexander Moissis; daß er ein wahrhaft genialer Künstler ist, beweist, wenn irgend etwas, sein Oedipus. Die Stilisierung seiner Gebärde, z. B. die Verwendung des Herrscherstabes in der Vertikalen (bei der monologischen Anrede) und (beim forschend eindringenden Dialog) in der gleich dem Pendel ausschlagenden Diagonale, ist in ihrer Einfachheit einfach wunderbar, und eine so natürliche und doch künstlerisch mit wenigen Ausnahmen bis ins letzte durchgeformte Rede wohnt seit Kainz' Tod in keinem andern Munde mehr. Aber das übrige Ensemble des Deutschen Theaters, das trotz nachgerade chronischer Heiserkeit unentwegt sein einmal angenommenes Zirkusgeschrei rauhster Sorte beibehielt, darf auch nicht mit einem einzigen Vertreter auf das Prädikat „außerordentlich" Anspruch erheben; es bot durchweg theatralische Leistungen, die kaum ein Herz zu diesem Stil bekehrt haben.

Die Kenntnis der Oedipustragödie war wohl die notwendige Voraussetzung für einen wirklichen Genuß; das geistige Auge mußte sich mit einem gewaltsamen Ruck vom Makrokosmos der einleitenden Volksszene wegwenden und auf den Mikrokosmos des Oedipus-Erlebnisses einstellen. Wer das nicht vermochte, der ist nicht ergriffen, sondern nur verblüfft worden; daß überhaupt das Staunen die stärkste ausgelöste Empfindung von Anfang an war und blieb, deutet bezeichnend genug auf die Geburtsstätte und wahre Heimat dieser theatralischen Darbietung. Rein erfreulich war die starke Beteiligung hiesiger akademischer Kreise an den Volksszenen, die ausgezeichnet gerieten; dieses Moment der Aufführung scheint mir für die Zukunft am allermeisten der Nachahmung wert zu sein.

Konrad Falke, Zürich.

Ich will in eine große Stille gehn...

Ich will mit meinem lauten Herzen
In eine große Stille gehn
Und will versuchen, seine Schmerzen
Und irren Worte zu verstehn.

Ich weiß, wann es sich ausgerungen
Und ausgeschüttet seine Fragen,
Dann wird der Stille heilge Stimme
Ihm tiefen Trost und Antwort sagen...

Ich will mit einem stillen Herzen
Dann wieder zu den Menschen gehn
Und will versuchen, ihre Schmerzen
Und irren Laute zu verstehn,

Und will in ihr verworren Reden
Und will in ihre lauten Klagen
Ein Wort des Friedens und des Trostes
Aus jener großen Stille tragen...

Anna Oehler, Basel.

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Zürich.